

Christa Luft:
Wendeland. Fakten und Legenden,
Aufbau Taschenbuch Verlag
Berlin 2005, 275 S. (8,50 €)

Tiefe Einschnitte in Wirtschaft und Gesellschaft, in ihre Verfasstheit und Entwicklung, in das differenzierte und umfangreiche Geflecht ihrer Makro- und Mikrostrukturen, kurz: historische Wendungen, sind für Christa Luft seit gut fünfzehn Jahren politische wie wissenschaftliche Herausforderungen besonderer Art.

Bereits in ihren Schriften »Zwischen Wende und Ende« (1990) sowie »Die nächste Wende kommt bestimmt« (1994) thematisierte die renommierte Ökonomin und PDS-Politikerin jene gewichtigen Umbrüche, Problemlagen und Fragen, die der Epochenwandel von 1989/90 hervorbrachte. Spezielle Aufmerksamkeit widmete sie hierbei Prozessen und Ergebnissen der Transformation der ostdeutschen Planwirtschaft, ihrer Einordnung in die bundesdeutsche Marktökonomie. Und es ging ihr um die Perspektiven der ostdeutschen Teilgesellschaft, die im Verlauf der Vereinigung praktizierten Politikmuster und verbreiteten Mythen sowie um die Frage möglicher Alternativen zum gewählten Entwicklungspfad. Aus Anlass von eineinhalb Jahrzehnten deutscher Einheit und mit genügendem, fundierte Urteile erlaubendem zeitlichem Abstand zum geschichtlichen Ereignis selbst nimmt Luft diesen Topos wieder auf und – dies gleich vorweg – bearbeitet ihn eindrucksvoll.

Mit »Wendeland« dokumentiert sie nicht nur überzeugend ihre umfassende Kompetenz in Wirtschaftstheorie und -praxis, ihre intime Sicht auf Abläufe und Bilanz, Irrtümer und Irrationalitäten der Transformation. Vielmehr gelingt es ihr, *zum einen* den Begriff »Wende« inhaltlich zu weiten, ihn für neue, gesamtdeutsche Dimension zu öffnen. Kurz: Es geht um die Erkenntnis, dass sich in der Bundesrepublik gerade in den letzten fünfzehn Jahren eine mehr als problematische Mutation vollzog – die ökonomisch und sozial höchst bedrohliche Wende vom »rheinischen« zum »reinen« Kapitalismus (S. 125 ff.). Daher besteht die Notwendigkeit – und das ist eine Kernbotschaft von Luft –, diese Wirtschaft und Gesellschaft

dringend einer grundlegenden Wende zu unterziehen. Insofern leben wir heute in einem »Wendeland«. Damit wird auch die Bedeutung der im Vorwort formulierten Position nachhaltig unterstrichen: »Mit dem Untergang des real existierenden Sozialismus ist ein Denken in gesellschaftlichen Alternativen nicht abwegig geworden. (...) Die Systemdebatte kehrt in neuer Form zurück« (S. 11/12).

Zum anderen präsentiert sie selbst ein sehr anschauliches Beispiel dafür, wie ihr engagiertes Plädoyer für eine *Politische* Ökonomie (S. 189 ff.) zu verstehen ist und was diese zur ökonomischen Aufklärung innerhalb der bundesdeutschen Gesellschaft beizutragen vermag. Den LeserInnen wird in diesem Kontext nicht nur schlüssig vor Augen geführt, auf welche Erkenntnis- und damit auch Handlungsblockaden die ökonomischen Legenden und Mythen des Neoliberalismus zielen, welche fatalen Folgen gerade dessen Monopol langfristig für die Gesellschaft im allgemeinen wie für ihre Ökonomenzunft im besonderen zeitigt. Zugleich wird – wider die Modellökonomie des neoklassischen Mainstream und der häufig bemühten »reinen Logik des Sachzwanges« – argumentativ auf den Punkt gebracht, dass die Wende innerhalb des bundesdeutschen Kapitalismus ökonomisch wie sozial eindeutig Gewinner und Verlierer kennt. Etabliert wurde eine »Republik für Reiche«, in der »eine Reichtumspflege ungeahnten Ausmaßes« stattgefunden hat (S. 155).

Worin bestehen die Vorzüge dieses Buches? Die Antwort könnte und müsste eigentlich viele Facetten benennen. Doch das würde den zur Verfügung stehenden Platz sprengen, weshalb ich mich auf vier Punkte konzentrieren will. *Erstens* fällt aus methodischer Sicht positiv ins Auge, dass sowohl die drei Hauptkapitel wie auch die meisten Unterkapitel mit einer klar umrissenen und vor allem gewichtigen Problemstellung, mit einer konkreten Leitfrage eröffnet werden. So wird etwa im ersten Kapitel (»Nach dem Fall der Mauer – Kapitalismus ohne Schamgrenze«) analysiert, »wie der Kapitalismus mit seinem ›Sieg‹ umgeht« (S. 17), im Mittelpunkt des zweiten Kapitels (»Vom ›rheinischen‹ zum reinen Kapitalismus«) steht die Frage, »wie das einst gezähmte Kapital seine Zügel abwirft und der Sozialstaat praktisch zur Abwicklung freige-

geben wird« (S. 126). Im abschließenden Kapitel (»Alternativlosigkeit – ein Mythos«) wird dem Problem nachgegangen, »wie das natürliche Spannungsverhältnis zwischen betriebswirtschaftlicher Logik und gesamtgesellschaftlicher Vernunft produktiv gemacht« und der Sozialstaat unter vielfach veränderten Verhältnissen erneuert werden kann (S. 188).

Zweitens wird eine mit Fakten gut unterlegte, stringent an zentralen Problemlagen und Prozessen entwickelte Analyse des globalen Kapitalismus der Gegenwart vorgelegt. Sie benennt neue Phänomene und Entwicklungen in dessen Ökonomie, Politik, Ideologie und sozialer Landschaft ebenso wie präzise die konkreten Folgen für Klassen und soziale Gruppen, für ihre Lage und Perspektive. Die treffliche Abhandlung zur Politischen Ökonomie des heutigen Kapitalismus provoziert die Frage, ob Luft – die sich hierzu nicht explizit äußert – vielleicht in Sachen wissenschaftlicher Verallgemeinerung zu neuen, systematisierten Erkenntnissen gekommen ist? Da die marxistische Kapitalismuslehre eine offene Baustelle ist, ihre Qualifizierung seit längerem Diskursobjekt innerhalb der emanzipatorischen Linken ist, sollten Chancen zur Weiterentwicklung der ökonomischen Kapitalismustheorie unbedingt genutzt werden.

Drittens zeichnet sich *Wendeland* dadurch aus, dass das historisch und sozialbiographisch geprägte Interesse von Luft an Umbau und Entwicklung ostdeutscher Ökonomie, ihre Einwendungen zu entsprechenden Strategien und Entwicklungspfaden keineswegs »regionalwirtschaftlich« bestimmt sind. Ihr Ansatz, ihre Forderungen basieren vielmehr auf der Optik der Makroökonomie, zielen auf eine gesamtwirtschaftliche Perspektive, verorten die Ostdeutschland betreffenden Fehldiagnosen und -steuerungen in den Grundfehlern einer die bundesdeutschen Verhältnisse generell prägenden neoliberalen Wirtschafts- und Ordnungspolitik. Nicht zufällig reklamiert sie daher eine »Renaissance makroökonomischen Denkens in der Wirtschaftswissenschaft« bzw. »eine entsprechende Ausrichtung der Wirtschaftspolitik« (S. 188).

Viertens bereichert Luft die aktuelle Debatte über wirtschaftliche Alternativen. Nicht nur, dass sie sich anregend mit dem Spannungsverhältnis von betriebswirtschaftlicher Rationa-

lität und gesamtwirtschaftlicher Vernunft auseinandersetzt, dabei verdeutlicht, dass Maßstab für das Funktionieren einer Gesellschaft nicht die Maximierung unternehmerischen Gewinns sein kann, sondern dass es um »eine neue, gemeinwohlorientierte demokratische Regulationsweise der Wirtschaft« geht, »die sich betriebliches Gewinninteresse zunutze macht, es sowohl stimuliert, als ihm auch Grenzen zieht« (S. 188). Souverän greift sie zudem alle relevanten Themen dieser Debatte auf – zu Eigentum und Zukunft der Arbeit, Wachstum und Arbeitszeitverkürzung, Grundeinkommen und Mindestlohn sowie Neujustierung der sozialen Sicherungssysteme. Ihre diesbezügliche Polemik mit dem ökonomischen Mainstream wie mit problematischen linken Positionen offenbart Sachkenntnis und Problembewusstsein und hält fraglos gut begründete Lösungsangebote parat. In diesem Kontext fällt allerdings auf, dass der Produktivität der unterschiedlichen theoretischen Quellen, die für wirtschaftliche Alternativen relevant sind, vergleichsweise wenig Aufmerksamkeit zuteil wird.

Kein Zweifel: Mit »Wendeland« hat Christa Luft ein wahrlich inspirierendes und ermutigendes Buch vorgelegt.

GÜNTER KRAUSE

Carsten Pallas:
Ludwig von Mises als Pionier
der modernen Geld-
und Konjunkturlehre,
Metropolis Verlag Marburg 2005,
346 S. (36,80 €)

Der österreichische Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler Ludwig von Mises (1881-1973), dessen Werk und Wirken hier umfassend dargestellt und kommentiert wird, gehört zum Kreis der »orthodoxen« Liberalen. Als Schüler Eugen von Böhm-Bawerks und Friedrich von Wiesers und Lehrer Friedrich August von Hayeks gilt er als herausragender Vertreter der Österreichischen Schule der Volkswirtschaftslehre. Bezeichnend für sein Schaffen sind sein strenger Subjektivismus, radikaler Liberalismus und strikter Anti-Interventionis-

mus. Heute verbindet sich mit seinem Namen vor allem sein politisches Engagement gegen Staatseingriffe, Wirtschaftsregulierung und Verstaatlichung. Geradezu populär geworden ist sein bereits 1922 erbrachter Nachweis der »logischen und praktischen Undurchführbarkeit des Sozialismus« wegen dessen Unfähigkeit zur Wirtschaftsrechnung und damit zu einer optimalen Allokation. Sein Werk läßt sich jedoch hierauf nicht beschränken. Mises war – neben Joseph A. Schumpeter – auch der bedeutendste Geldtheoretiker der Weimarer Zeit.

Sein wichtigstes geldtheoretisches Buch, die »Theorie des Geldes und der Umlaufmittel«, erschien in erster Auflage bereits 1912. 1924 legte er eine zweite, überarbeitete Fassung vor, die bis heute als Standardwerk der vorkeynesschen Geldtheorie gilt. Berücksichtigt man den Tiefstand der damaligen Geldlehre, die sich praktisch »in einer besseren Geschichte des Münzwesens erschöpfte« (S. 36), so kommt man nicht umhin, die Arbeit von Mises dogmengeschichtlich als bedeutendes Werk zu würdigen. Es gelang ihm nicht nur, den unfruchtbaren Streit zwischen »Metallismus« und »Nominalismus« hinter sich zu lassen. Indem er die subjektive Werttheorie konsequent auf das Geld anwendete, tat er einen wichtigen Schritt, um die Geldtheorie in die Nationalökonomie zu integrieren und damit die Dichotomie der Neoklassik, wonach Geld- und Realwirtschaft getrennte Sphären seien, zu überwinden. Im Zentrum des Werkes steht die Bestimmung des Geldwertes, eine Frage, die er grenzwerttheoretisch löst. Die Geldfunktionen handelt er dagegen klassisch, das heißt, ausgehend vom Tauschparadigma, ab. Durchaus neuartig ist seine Bestimmung der Geldformen, welche Bankdepositen in den Geldbegriff einschließt (S. 55). Als Geld im engeren Sinne faßt er »Warengeld« (Gold, Silber u. a.), »Zeichengeld« (juristisch qualifiziertes Geld) und »Kreditgeld« (Forderungen). Daneben existieren in seinem System »Geldsurrogate« in Gestalt ungedeckter Banknoten und Depositen sowie Geldzertifikate als »Geld im weiteren Sinne«. Dieser Versuch einer Klassifizierung des Geldes folgt der praktischen Entwicklung des Geldwesens nach dem Ersten Weltkrieg, welcher die Periode des Goldes als uneingeschränkt gültiger Geldware beendet und die Wissenschaft damit vor große Heraus-

forderungen gestellt hatte. Andere Autoren, die hierauf eine Antwort suchten, waren Schumpeter, Karl Helfferich, Knut Wicksell, Gustav Cassel, Irving Fischer und John Maynard Keynes. Mises setzt sich mit deren Lösungsansätzen auseinander, freilich nicht immer glücklich, wie sich retrospektiv zeigt. Die größte Schwierigkeit bereitete ihm dabei Keynes. So kritisiert er dessen bis heute hoch geschätzte Liquiditätspräferenztheorie des Zinses als »eine Anschauung, deren Naivität durch nichts übertroffen werden kann« (S. 85). Überhaupt hat Mises den englischen Ökonomen auch in späteren Jahren weitgehend ignoriert oder angefeindet, nicht aber produktiv verarbeitet. Er selbst äußerte in seinen »Erinnerungen«, daß er das Keynessche Werk »von Anfang an für falsch und gefährlich« (S. 138) gehalten habe. Es zeigt sich hier bereits die tiefe Diskrepanz zwischen Liberalismus und Keynesianismus, die bis in die Gegenwart hinein reicht.

Die stockkonservative Grundhaltung Ludwig von Mises tritt mehr noch als in seinen theoretischen Arbeiten in seinen wirtschaftspolitischen Empfehlungen hervor. So plädierte er bis Ende der 50er Jahre für eine Beibehaltung bzw. Wiedereinführung des Goldstandards und lehnte alle Reformversuche der internationalen Währungsordnung strikt ab. Ebenso hartnäckig beharrte er auf der Ablehnung des Zentralbankmonopols. Konjunkturpolitisch vertrat er selbst während der Weltwirtschaftskrise 1929/33 eine extreme anti-interventionistische Position und setzte sich für einen uneingeschränkten Laissez-faire-Kapitalismus ein. Nach seiner Übersiedelung 1940 in die USA nahmen seine Arbeiten immer stärker ideologische Züge an und wurden zu »politischen Kampfschriften«. Er konfrontiert den Leser mit Vorstellungen und Ideen aus vergangenen Zeiten und erwartet, daß diese kompromißlos akzeptiert werden. Von ihm aber werden andere Denkrichtungen vollständig ignoriert. Dies alles wird bald der Vergessenheit anheimfallen. Was aber bleibt, ist seine »Theorie des Geldes und der Umlaufmittel« als ein Werk, womit Theoriegeschichte geschrieben wurde.

Mit dem vorliegenden Band setzte der Metropolis Verlag seine Reihe »Beiträge zur Geschichte der deutschsprachigen Ökonomie«

fort. Inzwischen zählt diese verdienstvolle Edition, die von Birger P. Priddat und Heinz Rieter betreut wird, bereits 27 Bände. Sie stellt ein hervorragendes Pendant zur theoretischen Vorherrschaft der englisch/amerikanischen Wirtschaftstheorie dar und ist eine Fundgrube für Non-Mainstream-Forscher und alternative Ökonomen.

ULRICH BUSCH

**Hendrik Bispinck, Jürgen Danyel,
Hans Hermann Hertle,
Hermann Wentker (Hrsg.):
Aufstände im Ostblock.
Zur Krisengeschichte des realen
Sozialismus. Reihe: Forschungen
zur DDR-Gesellschaft,
Ch. Links Verlag Berlin 2004,
344 S. (24,90 €)**

Es »stellt sich die Frage, zu welchem Zeitpunkt ›der Sozialismus‹ nicht in einem Zustand der Krise, der prekären Balance gewesen ist. Vielleicht läßt er sich überhaupt besser fassen als eine Permanenzklärung der Krise, der wirtschaftlichen Krise ohnehin, aber auch immer wieder der Herrschaftskrise«. (S. 31) Karl Schlögels Überlegung ist in einem Sammelband zur Krisengeschichte des Ostblocks naheliegend, verkennt allerdings die Entwicklungslogik jeder Gesellschaft. Widersprüche treiben jede Gesellschaft voran (oder hemmen sie) und werden immer dann problematisch, wenn sie keine Entfaltungs- oder Lösungsmöglichkeiten mehr finden. Konflikte, Konfrontationen, Krisen sind dann die Folge, das galt und gilt für den real existierenden Kapitalismus wie für sein einstiges Pendant. Dort irrte die Partei, mit der Lösung des Widerspruchs Kapital-Arbeit durch die politische Machtergreifung und neue Eigentumsformen Widersprüche aus dem Weg geräumt zu haben. Vielleicht könnte der äußere Klassenfeind noch attackieren und wühlen, aber im Innern sei die Gefahr gebannt und Harmonie ausgebrochen – das war Illusion, und die Vielzahl von Krisen endeten letztlich final systemzerstörend.

Diktatorische Regime mit »Mangel an intermediären Organisationen«, so analysieren die

Autoren, verfügen über kein geeignetes Krisenmanagement. Allerdings weist Michael Schwartz nach, daß in Einzelfällen »Transformationsriemen nicht nur von oben nach unten, sondern auch in die umgekehrte Richtung« (S. 15) gehen. Er demonstriert dies am Widerstand der Schwerbehinderten im Frühsommer 1953 gegen den Sozialabbau in diesem Bereich. Nicht nur sein Beitrag verweist auf die Komplexität der Vorgänge, die eben nicht mit dem Pauschalurteil »krisenhaft« abgehakt sind. Zwar seziert besonders André Steiner die »Anatomie der Wirtschaftskrisen« so, andererseits belegt z. B. Peter Hübner die Vielschichtigkeit der Arbeitsbeziehungen und -konflikte in der DDR. Unverständlich, warum er sich ob des versuchten und oft genug auch erfolgreichen Weges der konsensualen Konfliktlösung wundert. Denn ein solch sozialpartnerschaftliches Lösen von Arbeitskonflikten ist auch in den westlichen Marktwirtschaften gang und gäbe geworden.

Die Herausgeber machen allerdings auf einen wesentlichen Unterschied der staatssozialistischen zu den westlichen Gesellschaften aufmerksam. Die Konzentration von Macht, Gesellschaftslenkung und Wirtschaftsführung in der Hand der einen, alles wissenden und können Partei hatte ihren Preis: »Krisensituationen im real existierenden Sozialismus waren immer politisch induzierte, das heißt, sie wurden durch konkrete Eingriffe der Macht- und Funktionsebenen in gesellschaftliche Prozesse ausgelöst. Aufgrund der zentralisierten Strukturen des Systems schlugen soziale Probleme und Konflikte in einzelnen Bereichen relativ schnell auf die gesamte Gesellschaft durch.« (S. 18)

Die Autoren des Potsdamer Zentrums für zeitgeschichtliche Forschungen und des Münchner Instituts für Zeitgeschichte haben mit 16 Beiträgen wesentliche Momente dieser Krisengeschichte erfaßt, zumindest was die theoretischen Probleme und Zusammenhänge eines Themas betrifft, von dem »eine enorme Faszination auf die Zeitgenossen« ausging. (S. 9) Und das, obwohl sie das Thema ihres Buches leider verfehlen. Aufstand und Krise sind nicht identisch. Zudem sind es nicht die Aufstände im Ostblock in ihrer Gesamtheit. Vielmehr dominiert eine DDR-zentrierte Sicht, in der sich die Hälfte der Aufsätze direkt oder indirekt mit 1953, teilweise auch mit 1989 und dem Vergleich beider Ereignisse beschäftigen. Hier kommen bekannte wie

weniger bekannte Einsichten zueinander. Etwa, wenn Elke Scherstjanoi sehr gründlich über die wirtschaftlichen und politischen Voraussetzungen der Krise von 1953 arbeitet. Der »Umgang mit den volkswirtschaftlichen Problemen der DDR 1952/53 läßt sich als von SED-Führung und sowjetischer Besatzungsmacht gemeinsam betriebene Politik charakterisieren, die eine Entwicklung von ungeschickter Krisenprophylaxe bis zu kontraproduktivem Krisenmanagement durchlief«, so ihr Fazit. (S. 65)

Ebenso gründlich gegen den Strich bürstet Bernd Stöver, der seine bekannten Thesen und Untersuchungen über die US-amerikanische Befreiungspolitik der frühen 1950er Jahre im Kontext mit den Ereignissen darstellt. Hans-Hermann Hertle schließlich widmet sich der Rolle der Westmedien. Sein Befund: »Die schnelle Eskalation vom Protesthandeln der Bauarbeiter einiger Baustellen in Ostberlin am 15. und 16. Juni zum republikweiten Volksaufstand am 17. Juni ist (...) ohne Berichterstattung des Rundfunks (d. h. des RIAS –St. B.) nicht vorstellbar. (S. 184) Er ergänzt mit der Untersuchung der Ereignisse von 1989. »Im Herbst 1989 fungierten die West-Medien »nur« als Transformationsriemen der friedlichen Revolution, am 9. November dagegen als Motor, ohne den es das Ereignis Mauerfall nicht gegeben hätte.« (S. 184) Auch wenn er keinen Zweifel läßt, daß die Unfähigkeit der Partei die inneren Voraussetzungen schuf, damit sich die Krise zur systemgefährdenden Systemzerstörung ausweiten konnte, so macht es doch deutlich, daß dies nicht im Vakuum, sondern in enger Wechselwirkung mit der (feindlichen westlichen) Umwelt geschah.

Während also das Krisenphänomen DDR in seinen unterschiedlichsten Facetten beleuchtet wird, bleibt der restliche Ostblock recht unterbeleuchtet. Die vorgelegten Querschnittsbeiträge etwa von Jürgen Danyel, Krzysztof Ruchniewicz, Arpád von Klimó, Alexander M. Kunst oder Oldrich Túma geben erste Überblicke und Analysen. Kaum beachtet wird die zentrale Rolle der ersten, quasi Modell-Krise des neuen Gesellschaftssystems 1920/21 und des Kronstädter Aufstands mit Lenins erfolgreichem Krisenmanagement. Auch die dauernden Auseinandersetzungen in der UdSSR – von den Arbeitskonflikten im Umfeld der NÖP über die Zwangskollektivierung, die verschwiegene und verdrängte Krise 1932 bis zu dem lokalen Kon-

flikt in Nowotscherkassk, einem Arbeiteraufstand 1962 – bleiben ausgeklammert. Der Vorwurf geht eher an den Verlag mit seinem reißerischen Titel als an die Autoren. Aber eine umfassende Krisengeschichte des Realsozialismus steht immer noch aus.

Offen bleibt die andere Seite der Medaille. Wo ist es gelungen, Krisen im Sinne der Systemstabilisierung zu lösen? Das betrifft Kronstadt und NÖP ebenso wie Mauerbau und NÖS vierzig Jahre später. Wie sieht es mit dem permanenten polnischen Krisenzyklus aus? Waren die Lösungen 1956 oder 1970/71 nicht für bestimmte Zeit tragfähig? Warum sind sie dann doch zerbrochen? Thomas Lindenberger diskutiert die Frage der gerechten Gewalt in den Arbeiteraufständen. Friedliebenden und gewaltfreien Citoyens fällt es schwer, mit dem Wüten des Mobs in Budapest Sympathie zu haben. Gleichzeitig wird aber zurückgeschreckt, eine solche Frage beziehe sich »natürlich nicht auf die ›Gerechtigkeit‹ oder ›Rechtfertigung‹ der gewaltsamen Unterdrückung der Proteste und Demonstrationen« 1953 (S. 113).

Die Herausgeber wissen: »Die Nähe zwischen politischer und historiographischer Aufarbeitung verließ der Debatte über die kommunistische Vergangenheit ihre unverwechselbare Brisanz und Dynamik. Sie führte aber auch zu beträchtlichen Schiefen, von denen das Bild der genannten historischen Ereignisse nicht unberührt blieb.« (S. 10 f.) Sie haben versucht, sich als Historiker dieser Frage zu stellen, aber auch sie sind Teil von gesellschaftlichen Zusammenhängen. Die Suche nach der historischen Wahrheit wird weitergehen, die Antworten werden interessengeleitet und vielfältig bleiben.

STEFAN BOLLINGER

Hermann Weber, Andreas Herbst:
Deutsche Kommunisten.
Biographisches Handbuch 1918
bis 1945, Karl Dietz Verlag Berlin
2004, 992 S. (49,90 €)

Kommunisten lebten gefährlich, und ihr mörderischer Feind war: der Stalinismus. Es wäre verfehlt, das Buch von Hermann Weber und Andreas Herbst auf diese These zu reduzieren.

Aber den Leser beschleicht genau dieser Eindruck: Der zum Stalinismus pervertierte Kommunismus war das politische System, das neben seinen Gegnern auch seine Anhänger gnadenlos unterdrückt hat und den Tod der einen ebenso billigend in Kauf nahm wie den Tod der anderen.

Weshalb wurde man dennoch zum Kommunisten? Das biographische Handbuch der deutschen Kommunisten, das die Biographien von 1400 dem Führungskorps der KPD angehörenden Kommunisten zwischen 1918 und 1945 darstellt (was für eine unerhörte Forschungs- und Fleißarbeit!), beantwortet diese Frage implizit. Denn bevor die Autoren sich den Einzelschicksalen auf über 800 Seiten zuwenden, nähern sie sich dem Phänomen der KPD aus historischer und statistischer Sicht. Kapitel 1) »Die KPD in der Weimarer Republik und im Widerstandskampf 1918-1945« schafft durch Darlegung der Entwicklung der KPD den Verstehenshorizont, vor dem dann die Biographien dargelegt werden. Die KPD unterlag in den untersuchten Jahren selbst häufigen Wechseln in Politik und Zusammensetzung, wodurch sich die enorm hohe Zahl an Funktionären (1400) allein in der Führungsschicht erklären lässt. Allein in ihrer frühen *revolutionären Phase von 1919-1923* durchlebte sie mehrere Spaltungsszenarien. Genannt seien hier nur die Kommunistische Arbeiter Partei Deutschlands (KAPD 1920) und die kommunistische Arbeitsgemeinschaft (KAG 1921). Diese Prozesse werden von Weber und Herbst ausführlich beschrieben. Weitere Phasen der Entwicklung der KPD, die die Autoren eruieren, sind die *KPD und Stabilisierung der Republik 1924-1929* und *Die KPD in der Krise 1929-1933* sowie schließlich *Widerstand gegen die NS-Diktatur*. In den erstgenannten Zeitraum fällt die Stalinisierung der Partei. Doch auch in dieser Phase kam es zu erbitterten politischen Streits: »Bei jedem Kurswechsel kam es zu heftigen internen Kämpfen, aus denen jeweils der Apparat als Gewinner hervorging, aber gleichzeitig ein ständiger Austausch der Kader erfolgte.« (S. 14) Die Krise der KPD spiegelt sich eben in der manifesten Stalinisierung und dem Beziehen ultralinken Positionen wider. Bekanntestes Beispiel: die Sozialfaschismusthese, mit der die SPD – und nicht etwa die erstarkende NSDAP – zum politischen Hauptfeind gemacht wurde. Mit folgender Konsequenz: »Der Machtantritt Hitlers

1933 war für die deutschen Kommunisten, insbesondere ihre Kader, ihr Führungskorps, eine Katastrophe. (...) Tausende ihrer Funktionäre und Mitglieder verloren von 1933 bis 1945 ihr Leben, sie wurden hingerichtet, in Konzentrationslagern umgebracht, angeblich »auf der Flucht erschossen« oder in den Selbstmord getrieben.« (S. 16) Der von den Kommunisten zu entrichtende Blutzoll war gewaltig, wer sich vor dem Hitlerregime retten konnte, kämpfte später in Spanien oder emigrierte in die Sowjetunion. Mit dem Ergebnis, dass »von den führenden politischen Emigranten (...) damals in der UdSSR über zwei Drittel eingesperrt und zumeist umgebracht worden (sind).« (S. 17) Das Ergebnis dieses Wahns ist ungeheuerlich. Dem Stalin-Terror fielen laut den Autoren 178 führende deutsche Kommunisten zum Opfer (zum Vergleich: der NS-Diktatur 222).

Im Anschluß an die historischen Ausführungen wird das Führungskorps der KPD im zweiten Kapitel genauer untersucht und hier explizit auf die unterschiedlichen Strömungen und ihre politischen Richtungskämpfe verwiesen (wobei eine Aufgliederung in die Rechten, die Mittelgruppe/Versöhnler, die Linken und die Ultralinken vorgenommen wird). Auch dieser Teil des Buches ist höchst lesenswert und informativ. Die einleitenden Kapitel 3 »Zum Typus des Partei-führers«, 4 »Wer leitete die Partei? – das Polbüro« und 5 »Veränderungen des Führungskorps« ergänzen die historischen Betrachtungen mit vielen detailgetreuen, an den Biographien angelehnten Daten und Statistiken, sind somit von kaum zu überschätzendem Wert.

Der Karl Dietz Verlag Berlin hat mit dem biographischen Handbuch *Deutscher Kommunisten* ein nicht nur für Wissenschaftler interessantes Werk veröffentlicht. Diejenigen, die sich mit der Geschichte des deutschen Kommunismus auseinandersetzen wollen, werden anhand der unterschiedlichsten Biographien erkennen, wie eng diese Bewegung mit den Ereignissen des 20. Jahrhunderts verwoben war. Und mit welcher Radikalität und Brutalität das zurückliegende Jahrhundert gestaltet wurde.

Weshalb wurde man nun zum Kommunisten? Generelle Antworten auf diese Frage kann es nicht geben – und sie werden auch vom Handbuch nicht versucht. Doch gibt es 1400 ganz persönliche.

MARTIN SCHIRDEWAN